

Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 60 (1963)

Heft: 1

Artikel: Publizität in der sozialen Arbeit

Autor: Hess-Häberli, Edith

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-836708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Armenpfleger

Beilage zum
«Schweizerischen Zentralblatt
für Staats-
und Gemeindeverwaltung»

60. Jahrgang
Nr. 1 1. Januar 1963

Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
Offizielles Organ der Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz
Mit Beilage: Eidgenössische und kantonale Entscheide
Redaktion: Dr. A. Zihlmann, Allg. Armenpflege,
Leonhardsgraben 40, Basel
Verlag und Expedition: Art. Institut Orell Füssli AG, Zürich
«Der Armenpfleger» erscheint monatlich
Jährlicher Abonnementspreis Fr. 13.-
Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellen-
angabe gestattet

Publizität in der sozialen Arbeit

Von *Edith Hess-Häberli*, Zollikon ZH¹

Unsere Zeit hat einen ausgesprochenen Hang nach Öffentlichkeit. Es gibt kaum mehr einen Gegenstand, über den die Öffentlichkeit nicht genauestens orientiert würde, kaum mehr ein Thema, zu dem sich nicht jedermann eine Meinung bilden könnte, kaum mehr irgendeine Frage, zu der die Allgemeinheit nicht Stellung nimmt. Alles was geschieht, wird in der heutigen Zeit nach außen projiziert, findet seinen Niederschlag im gesprochenen und im geschriebenen Wort, in Bild und Film. Die modernen Kommunikationsmittel erlauben es, nicht nur jede beliebige Ware, sondern auch jedes beliebige Gedankengut innert kürzester Frist und mit minimalem Aufwand an den Mann zu bringen. Wahrscheinlich hat noch nie eine Generation so viel Gedrucktes lesen und so viel Gesprochenes hören müssen wie die unsrige.

Ob wir diese Entwicklung nun begrüßen oder bedauern: sie ist eine Tatsache, mit der wir auch in der sozialen Arbeit rechnen müssen. Information, Propaganda, Reklame, Werbung, «public relations» – das sind Ausdrücke, die, angewendet auf die soziale Arbeit, in unseren Ohren nicht zum vornherein wohl tönen. Leicht könnten wir uns am Gedanken genügen lassen, daß gut geleistete Arbeit im Einzelfall für sich spreche, ja, daß das Gute sich überhaupt von selber durchsetze und es darum nicht nötig sei, für ein breites Publikum von dem zu reden und zu schreiben, was sich in der sozialen Arbeit tue. Irgendwie widerstrebt es manchem unter uns, sich redend und schreibend an ein weiteres Publikum zu wenden. Einige fühlen sich dazu weder berufen noch begabt, während andere noch das unbewußte Bestreben haben, soziale Arbeit möglichst im stillen Kämmerlein zu verrichten. Wie dem auch sei: in der Tat können wir es uns heute nicht mehr leisten, still und bescheiden im Verborgenen zu wirken. Tatsächlich sitzen wir heute auch mit der sozialen Arbeit im Glashaus.

¹ Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung der «Vereinigung Sozialarbeitender Basel» am 3. Juni 1962.

Die soziale Arbeit ist zu einem Faktoren in unserem öffentlichen Leben geworden, der sich nicht mehr wegdenken läßt. Sie *ist* Gegenstand öffentlicher Diskussionen, ob uns das angenehm ist oder nicht. Es *wird* über sie geschrieben, geredet, disputiert. Ihre Entwicklung wird verfolgt und es wird berechnete und unberechnete Kritik an ihr geübt. Aber es sind in erster Linie «die andern», die über sie schreiben und reden, und nicht die Sozialarbeiter selber. Wir sahen bisher unsere Aufgabe meist darin, falsche Vorstellungen zu korrigieren, unberechtigte Vorwürfe zurückzuweisen und Erklärungen abzugeben. Damit konnte nicht selten das Prestige der Fürsorge oder einer bestimmten Fürsorgestelle gerettet werden. Wir müssen uns aber heute fragen, ob wir nicht die Möglichkeit haben, auf eine positivere und wirksamere Art und nicht nur gelegentlich, sondern regelmäßig und planvoll bei der Allgemeinheit in Erscheinung zu treten. Wir müssen uns fragen, ob es nicht an der Zeit wäre, die Beziehungen zur Öffentlichkeit bewußt und systematisch zu pflegen. In den letzten 10–20 Jahren haben wir unter dem Einfluß des amerikanischen Casework unsere Arbeitsweise entscheidend umgestaltet und verbessert und die Hilfe vertieft. Vielleicht wird es jetzt langsam Zeit, auch in die Breite zu wirken. Und in eine Breitenwirkung müßte die Pflege der Beziehung zur Öffentlichkeit miteinbezogen werden.

Ich möchte im folgenden zuerst zeigen, aus welchen Gründen wir in der sozialen Arbeit auf die Öffentlichkeit angewiesen sind, dann in einem zweiten Teil auf die Gegenwartsituation in der Fürsorge eingehen und schließlich im dritten und letzten Teil noch die Frage untersuchen, wie die Allgemeinheit beschaffen ist, der wir gegenüberstehen, und wie wir an sie herankommen. Aus zeitlichen Gründen ist es nicht möglich, daran noch eine Betrachtung der einzelnen publizistischen Mittel anzuschließen. Ich lege Wert auf die Feststellung, daß ich keine Vollständigkeit anstrebe. Ich kann lediglich in aller Bescheidenheit ein paar Gedanken ausführen, die ich mir von der fürsorglichen Praxis her zu diesem Thema gemacht habe und die – so hoffe ich – zu einer gründlicheren Auseinandersetzung mit dem ganzen Fragenkreis anregen können.

I. Die Bedeutung der Beziehungen zur Öffentlichkeit

Die soziale Arbeit kann nur existieren, wenn sie von der Allgemeinheit oder wenigstens von großen Gruppen der Allgemeinheit getragen wird. Sie kann ihre Tätigkeit nur dann erfolgreich entfalten, wenn sie an sich von der Gemeinschaft gewollt ist, bejaht wird, und wenn sie in ihrer jeweiligen Gestalt von der Gemeinschaft als brauchbares, als adäquates Instrument zur Behebung sozialer Probleme akzeptiert werden kann. Umgekehrt ist sie überall dort, wo sie nicht verstanden und in Sympathie von der Gemeinschaft angenommen wird, zum Leerlauf verurteilt. Ihre Existenz ist also eng verknüpft mit der Einstellung der Allgemeinheit ihr gegenüber. Das Ausmaß ihrer Wirksamkeit hängt letzten Endes davon ab, ob sich die Allgemeinheit mit den Zielen und dem Vorgehen der sozialen Arbeit identifizieren kann oder nicht. So wird es für uns darum gehen, Mittel und Wege zu finden, um diese beiden Größen «soziale Arbeit» und «Allgemeinheit» möglichst nahe zueinanderzubringen. Das Verständnis weiter Kreise für unsere Arbeit ist mehr als eine erfreuliche Nebenerscheinung, es ist eine unbedingte Notwendigkeit.

Inwiefern wir auf die Allgemeinheit angewiesen sind, möchte ich an einigen Beispielen zeigen:

1. Die Mittelbeschaffung

Die privaten Träger der sozialen Arbeit sind zu einem großen Teil auf öffentliche Sammlungen angewiesen. Das Sammlungsergebnis ist abhängig von der Einstellung der Allgemeinheit. Die Gebefreudigkeit ist unter anderem dort am größten, wo es gelingt, die Aufgaben eines Werkes der Öffentlichkeit verständlich zu machen. Je einführbarer der Sammlungszweck, um so besser das Resultat.

Öffentliche Sammlungen für private Organisationen beruhen auf dem Prinzip der *Freiwilligkeit*. Hier hängt alles davon ab, ob es gelingt, die Öffentlichkeit zum Geben zu animieren und ihr den Sammlungszweck so nahezubringen, daß gern und viel gegeben wird. Anders verhält es sich bei der gesetzlichen Fürsorge, die durch *Steuergelder* finanziert wird. Hier ist für das einzelne Werk der Anreiz, sich um die Einstellung der Geldgeber zu bekümmern, zunächst weniger groß. Sehr zu Unrecht, wie mir scheint. Niemand bezahlt gerne Steuern, aber viele bezahlen sie weniger ungern, wenn sie sich einigermaßen ein Bild darüber machen können, was mit ihrem Geld geschieht. Wenn in irgendeinem kantonalen Parlament darüber entschieden werden muß, ob für die Schaffung einer psychiatrischen Beobachtungsstation oder einer Beratungsstelle für Alkoholranke ein größerer *Kredit* gewährt werden soll, dann ist es nicht gleichgültig, ob die betreffende Behörde die soziale Arbeit im allgemeinen oder ein bestimmtes Werk im besonderen in einem sympathischen Licht zu sehen vermag oder nicht.

Gute Beziehungen der sozialen Arbeit zur Öffentlichkeit können sich auch auf die *Entlohnung der Sozialarbeiter* auswirken. Wo über Besoldungsverordnungen abgestimmt werden muß, werden Funktionäre der Fürsorge eher hoch eingereiht, wenn ihre verantwortungsvollen Aufgaben richtig taxiert werden können, als wenn nur vage Vorstellungen herrschen.

2. Die Gewinnung von freiwilligen Helfern

Die soziale Arbeit ist in hohem Maße auf freiwillige Helfer angewiesen. Wir brauchen ständig eine große Anzahl von Freiwilligen, die Vormundschaften, Schutzaufsichten, vormundschaftliche Betreuungen usw. übernehmen. Daneben können wir freiwillige Helfer für eine fast unabsehbare Zahl bestimmter einzelner Dienste einsetzen, und wir könnten es in noch viel ausgiebigerem Maße tun als es heute der Fall ist. Freiwillige Helfer sind, wenn sie richtig eingeführt und eingesetzt werden, eine große Entlastung für die berufliche Fürsorge. Gerade beim heute bestehenden Mangel an geschulten Fürsorgern sind sie besonders wertvoll. Eigentlich müßte jede Fürsorgestelle einmal systematisch abklären, welche Teilaufgaben sie an freiwillige Helfer delegieren könnte. Es gibt deren viele, die von einem freiwilligen Helfer nicht nur ebensogut sondern wesentlich besser erfüllt werden können als vom Berufsfürsorger. Denn der freiwillige Helfer ist ja nicht ein Fürsorger en miniature, den man faute-de-mieux in Kauf nehmen muß, sondern ein Laie, der auf Grund seines sozialen Verantwortungsbewußtseins, seiner besonderen Fähigkeiten und seines Interesses am Schicksal benachteiligter Mitmenschen als Mitarbeiter einer Fürsorgestelle einen wichtigen Beitrag leisten kann.

Sollen aber freiwillige Helfer rekrutiert werden, so müssen verschiedene Voraussetzungen erfüllt sein. Der potentielle Freiwillige muß

a) Verständnis für die Aufgaben der betreffenden Fürsorgeinstitution haben; er muß

- b) die Notwendigkeit dieser Aufgabe anerkennen. Er muß
- c) die Möglichkeit haben, sich mit seiner besonderen Aufgabe vertraut zu machen, das heißt sich eine möglichst klare Vorstellung von seinem Detailauftrag verschaffen, und schließlich
- d) muß er die innere Überzeugung gewinnen, daß er persönlich benötigt wird und seine Aufgabe gut erfüllen kann.

3. Die Gewinnung von Pflegeplätzen

Wer immer in der sozialen Arbeit mit der Placierung von Kindern zu tun hat, kann ein Lied – ein Klagelied – davon singen, wie schwierig es ist, gute Pflegeplätze zu finden. Vom Standpunkt der beruflichen Sozialarbeit aus müssen auch Pflegeeltern in gewissem Sinne als freiwillige Helfer betrachtet werden. Ich erwähne sie hier besonders, weil wir auf sie noch dringender angewiesen sind als auf andere freiwillige Helfer, weil sie für unsere kleinen Klienten die zentrale Rolle von Vater und Mutter übernehmen können, eine Rolle also, die auch der idealste Fürsorger nicht selber übernehmen kann. Ich erwähne sie aber auch speziell, weil kein anderer freiwilliger Helfer so vollständig für unsere Klienten da sein, sich so ganz dran geben muß wie gerade Pflegeeltern. Angesichts der heutigen Tendenz, Kinder – vor allem vorschulpflichtige – vermehrt in Pflegefamilien statt in Heimen unterzubringen, besteht ein dringenderes Bedürfnis nach Pflegeplätzen als je. Der Schaden, der sowohl den betroffenen Kindern wie der Allgemeinheit durch einen chronischen Mangel an guten Pflegeplätzen entsteht, ist so drastisch, daß wir der Schaffung guter Beziehungen zu Pflegeeltern nicht genug Bedeutung beimessen können.

Neben der Jugendfürsorge ist auch die Erwachsenenfürsorge immer wieder darauf angewiesen, Familien an der Aufnahme von fürsorgebedürftigen Erwachsenen zu interessieren. Die Möglichkeit, von einer warmherzigen, verständnisvollen Familie als Pensionär aufgenommen zu werden, entscheidet auch bei manchem Erwachsenen über die ganze weitere Entwicklung.

4. Die Gewinnung von Arbeitgebern

Der Mangel an Arbeitskräften auf fast allen Gebieten hat dazu geführt, daß heute auch fürsorgebedürftige Menschen in den Arbeitsprozeß eingeschaltet werden, für die in wirtschaftlich ungünstigeren Zeiten nichts anderes als dauernde Anstaltsversorgung in Frage kommt. Die günstigen Arbeitsverhältnisse erlauben es also, heute mehr Menschen fürsorgerisch ambulant zu betreuen als früher. Sie finden relativ leicht einen Arbeitsplatz, und das Risiko einer eventuellen baldigen Entlassung wird vom Arbeitgeber leichter in Kauf genommen als in Zeiten eines Überangebotes an Arbeitskräften. Der Spatz in der Hand ist dem Arbeitgeber mehr wert als die Taube auf dem Dach.

Nun ist uns aber nicht gedient, wenn unsere Klienten einen Arbeitsplatz finden, sie müssen ihn auch behalten können. Und hier sind wir auf seiten der Arbeitgeberschaft auf ein weitgehendes Verständnis für unsere Klienten angewiesen. Nur wenn der Arbeitgeber, der Vorgesetzte, die Andersartigkeit unserer Klienten, ihr Abweichen von der Norm einigermaßen verstehen und tolerieren kann, wird er bereit sein, ein etwas schwieriges Arbeitsverhältnis im Interesse unseres Klienten aufrechtzuerhalten und an ihm eine menschliche Aufgabe zu erfüllen.

Schwierige Menschen, wie wir sie in der Fürsorge heute weitgehend zu betreuen haben, können aber zudem dann eher im Arbeitsprozeß bleiben, wenn der Arbeitgeber die Fürsorge in einem vorteilhaften Licht zu sehen vermag, wenn er ihren Beitrag richtig sehen und einschätzen kann und wenn er das Gefühl hat, seine Mitarbeit werde von der Fürsorge anerkannt. Deshalb sind wir in der Einzelfürsorge, wenn wir unsere Aufgaben überhaupt erfüllen wollen, von der Einstellung der Arbeitgeber gegenüber der Fürsorge und gegenüber Fürsorgebedürftigen abhängig. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob der Arbeitgeber sagt: «Nur keinen mehr von der Fürsorge!» oder: «Ich hatte schon ein paarmal Leute, die befürsorgt wurden, und ich würde trotz allem wieder so jemand einstellen . . .»

5. Zusammenarbeit mit anderen helfenden Berufen

Die Fürsorge hat sich von der Befriedigung materieller Bedürfnisse gewandelt zu einer gesamtpersönlichen Hilfe. Sie vermag dem Einzelnen heute mehr zu bieten als in früheren Stadien ihrer Entwicklung, weil sie ein umfassenderes Verständnis von dem menschlichen Verhalten gewonnen und differenziertere Hilfsmittel entwickelt hat. Dennoch ist sie nach wie vor auf eine ersprießliche Zusammenarbeit mit anderen helfenden Berufen angewiesen. Sie muß sich einerseits darüber informieren, welche Möglichkeiten die Medizin, die Psychotherapie, die Psychiatrie, die Seelsorge hat; sie hat aber andererseits auch dafür zu sorgen, daß ihre eigenen Möglichkeiten von den andern Disziplinen zutreffend und damit auch positiv beurteilt werden können. Die moderne Sozialarbeit, besonders die Individualfürsorge, hat den Erkenntnissen der Psychologie unendlich viel zu verdanken, und wir sind ja nach wie vor mit Recht bestrebt, davon zu profitieren soviel wir nur können. Und zweifellos entspringen die Grundsätze, die unsere Einstellung zum Klienten bestimmen, christlichem Erbe – denken Sie nur etwa an die akzeptierende Haltung oder an die nicht-urteilende Haltung. Allerdings haben wir diese Zusammenhänge seit der Säkularisierung der Fürsorge vergessen und fangen nun allmählich wieder an, sie neu zu entdecken. Auch das ist ein legitimes und wichtiges Anliegen. Aber wir brauchen die Bescheidenheit nicht zu übertreiben, sondern dürfen davon ausgehen, daß auch wir etwas zu sagen haben und daß gelegentlich vielleicht sogar der Arzt oder der Pfarrer von uns etwas lernen kann. Dabei geht es selbstverständlich niemals um irgendwelche Konkurrenzierung, sondern lediglich um eine Koordinierung aller Bemühungen um ein und denselben Menschen und darum, alles Helfen in einen größeren Zusammenhang hineinzustellen.

6. Gewinnung eines Nachwuchses für die berufsmäßig ausgeübte Sozialarbeit

Die Rekrutierung des Nachwuchses ist auch für die soziale Arbeit ein Problem geworden. Wir brauchen immer mehr Sozialarbeiter, weil sich immer neue Gebiete fürsorgerischem Einfluß erschließen, weil eine Tendenz nach Intensivierung der Arbeit besteht sowie aus einer Reihe von andern Gründen.

Bei einem Überangebot an interessanten Arbeitsmöglichkeiten muß die soziale Arbeit als höchst lebendiger und vielseitiger Beruf bewußt ins richtige Licht gerückt werden. Junge Menschen entschließen sich nur dann für den Beruf des Sozialarbeiters, wenn ihnen möglichst klare Vorstellungen über die Funktionen dieses Berufes vermittelt werden. Auch die Eltern vermögen den Berufswunsch

heranwachsender Kinder dann am ehesten zu akzeptieren, wenn sie selber zur sozialen Arbeit positiv eingestellt sind.

Die Allgemeinheit ist der sozialen Arbeit und vor allem dem weiblichen Sozialarbeiter nicht unbedingt und durchwegs freundlich gesinnt. Die Vorstellung, eine Fürsorgerin sei ein blutleeres, moralisierendes, säuerlich-süßes und allesbesserwissendes Fräulein, das mehr zur eigenen Befriedigung als zum Wohle der Mitmenschen die Nase in alle Töpfe stecke, ist leider noch nicht ganz ausgestorben. Um Ihnen das nur an einem, jedoch, wie ich finde, sprechenden Beispiel zu zeigen:

Findet sich da in einer kulturellen Monatszeitschrift von hohem Niveau in einer Besprechung von Dürrenmatts neuestem Stück «Die Physiker» folgender Satz: «Die ehemalige Frau des Physikers sieht aus wie die Pfarrfrau aus dem Bilderbuch, mausgrau, meilenweit fort von jedem Sex-Appeal und mit mütterlich-fraulich-schwesterlich-kitschigen Redensarten so um sich werfend, daß es jedem natürlich empfindenden Zeitgenossen vor lauter *Fürsorgerinnenjargon* den Magen umdreht.» Wer das Stück gesehen hat, wird bestätigen, daß ein solcher Vergleich eine ziemlich massive Beleidigung für unseren Beruf darstellt!

Uns ist es heute schon fast eine Selbstverständlichkeit geworden, daß die soziale Arbeit wie jeder andere Beruf besondere Qualitäten und eine besondere Ausbildung verlangt. Diese Auffassungen müssen wir auch in die Allgemeinheit hinaustragen und uns dafür einsetzen, daß unser Beruf ernst genommen und so attraktiv gesehen wird wie er es verdient. Die Werbung für einen qualifizierten Nachwuchs darf nicht auf die Ausbildungsstätten für soziale Arbeit beschränkt werden. Sie ist vielmehr eine Aufgabe, an der auch die Praktiker teilhaben.

II. Die Gegenwartssituation in der Einzelfürsorge

Ich habe versucht, an einigen Beispielen zu zeigen, inwiefern die Existenz und das wirksame Funktionieren der sozialen Arbeit von der Sympathie und der Mitarbeit der Allgemeinheit abhängig ist. Es wäre nun aber unrichtig anzunehmen, daß diese Tatsache nicht längst durch die soziale Arbeit erkannt worden ist. Tatsächlich haben eine Reihe von sozialen Institutionen wie Pro Juventute, Pro Infirmis, die Winterhilfe und andere mehr von jeher die Beziehungen zur Öffentlichkeit bewußt gepflegt. Sie haben die Allgemeinheit über ihre Tätigkeit und ihre Projekte auf dem laufenden gehalten, ihre Funktionen interpretiert und gleichzeitig an die Mitverantwortung und die Gebefreudigkeit der Bevölkerung appelliert. Damit konnten sich diese Werke immer wieder die nötigen finanziellen Mittel verschaffen. Durch diesen engen und dauernden Kontakt mit der Öffentlichkeit haben sie sich aber auch einen Namen gemacht und Popularität erworben. Heute weiß zum Beispiel jedes Kind, was Pro Juventute ist. In unserem Volksbewußtsein ist Jugendfürsorge fast identisch mit Pro Juventute. So wird die Arbeit dieses und anderer Werke von großen Kreisen nicht nur materiell, sondern auch moralisch unterstützt; sie wird im allgemeinen positiv beurteilt und mit Sympathie und Wohlwollen begleitet.

Wie aber steht es mit den Beziehungen der Einzelfürsorgestellen zur Allgemeinheit? Wie weite Kreise wissen genau genug Bescheid über die Tätigkeit einer Armenpflege, eines Jugendamtes, einer Beratungsstelle für Alkoholkranke, einer Jugendanwaltschaft? Ist es nicht so, daß viele Begriffe erschreckend unklar oder mit negativen Assoziationen belastet sind? Wer etwa vom Jugendamt kommt, wird bestätigen können, daß es nicht wenige sind, bei denen der Begriff der gesetzlichen Jugend-

fürsorge untrennbar verbunden ist mit der Vorstellung von behördlichem Druck und Zwang, von rigorosen Maßnahmen und endlosen Anstaltsversorgungen, oder auch – nicht weniger bedenklich – mit der Vorstellung von behördlicher Laxheit, die unhaltbare Zustände toleriert und nicht den Mut zu radikalen Maßnahmen findet. Mir scheint, daß die Einstellung der Öffentlichkeit zu den Fürsorgestellen allzuoft ungenügend fundiert ist und sich auf isolierte Vorkommnisse oder kritiklos übernommene Vorurteile stützt. In andern Fällen ist die Haltung der Allgemeinheit skeptisch, abwartend, zurückhaltend. Und nicht selten vermag sich überhaupt keine öffentliche Meinung zu bilden, weil keine oder nur farblose Information in weitere Kreise dringt.

Bis die Individualfürsorge von der Allgemeinheit verstanden und getragen wird, haben wir noch ein großes Feld zu beackern. Die gegenwärtige Situation ist jedoch aus verschiedenen Gründen nicht ganz einfach:

1. Die Fürsorgebedürftigkeit tritt weniger in Erscheinung als früher

Geisteskranke, körperlich Gebrechliche, Geistesschwache sind weitgehend aus dem Blickkreis der Allgemeinheit verschwunden – sie leben in Heimen, Anstalten, Kliniken. Dank des Ausbaus der Sozialversicherung in den letzten Jahrzehnten führen sodann Alter, Krankheit, Verlust des Ernährers, Invalidität nicht mehr zum vornherein zu Fürsorgebedürftigkeit. Von der Hochkonjunktur, die scheinbar allen und jedem genügend Verdienstmöglichkeiten offeriert, gar nicht zu reden!

Trotzdem besteht heute noch bei vielen Menschen eine große innere und äußere Not und damit eine individuelle Hilfsbedürftigkeit. Neben materiellen Nöten beschäftigen uns Menschen mit seelischen Schwierigkeiten aller Schattierungen. Wir alle wissen zur Genüge, daß es Reaktions- und Verhaltensweisen, geistig-seelische Abartigkeiten gibt, welche eine erfolgreiche Lebensbewältigung des Einzelnen viel nachhaltiger beeinträchtigen können als körperliche Gebrechen oder Belastungen von außen. Solche Unzulänglichkeiten sieht der Laie unseren Klienten aber nicht an. Der Laie bleibt am Augenfälligen haften und neigt dazu, bei allen Menschen die gleichen inneren Möglichkeiten vorauszusetzen, die er selber hat. Diese besonderen Arten der Hilfsbedürftigkeit müssen der Allgemeinheit darum bewußt nahegebracht werden.

2. Große Gebiete der sozialen Arbeit werden von der Allgemeinheit ohne weiteres verstanden.

Es ist die Hilfe an diejenigen Menschen, in deren Lebenslage sich jedermann ohne weiteres versetzen kann. Das sind große Teile der gesundheitlichen Fürsorge, Teile der Jugendfürsorge, die Alterfürsorge und andere. Es handelt sich also weitgehend um die Tätigkeitsgebiete derjenigen Institutionen auf gesamtschweizerischer Basis, die wir schon vorher erwähnt haben und die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Ihre Wirksamkeit ist unter anderem dadurch gekennzeichnet, daß auf einen eindeutigen und einfühlbaren Tatbestand eine ebenso eindeutige und geradlinige Form der Hilfe gewährt wird: ein Fahrstuhl für den Schweregebrechlichen, finanzielle Hilfe für eine kinderreiche Witwe, Bergluft für ein bleiches Stadtkind.

3. Andere Gebiete der sozialen Arbeit können durch die Allgemeinheit nicht ohne weiteres verstanden werden.

Es gibt Menschen, die von der Norm so stark abweichen, daß der Laie sich nicht mehr in ihre Haltung und ihre Reaktions- und Verhaltensweisen einzufühlen ver-

mag. Es sind die Menschen, die auch unter normalen oder guten äußeren Bedingungen versagen oder sich allem gesunden Menschenverstand zum Trotz immer wieder Situationen schaffen, in denen sie mit der Umwelt in Konflikt geraten. Ich denke da etwa an kriminelle Menschen, an ledige Mütter, an Eltern, die als Erzieher grob versagen, an außereheliche und geschiedene Väter, die sich ihrer Unterhaltungspflicht entziehen, an Männer und Frauen, die auf sexuellem Gebiet von der Norm abweichen usw. Sie sind es, mit denen wir uns heute in der Einzelfürsorge vorwiegend befassen müssen, und ihre Symptome sind so unsympathisch, so wenig einfühlbar und manchmal gar so abstoßend, daß der Laie diese Menschen gefühlsmäßig ablehnen muß. Das ist um so tragischer, als diese Menschen es ohnehin schwer haben, sich im Leben zurechtzufinden. Nicht selten werden ihre Schwierigkeiten gerade dadurch noch verstärkt, daß sie im täglichen Umgang von ihren Mitbürgern abgelehnt werden.

Auch die *Art der fürsorgerischen Behandlung*, die wir in solchen Fällen anwenden, ist für den Laien nicht zum vornherein akzeptabel. Er versteht nicht ohne weiteres, daß ein Jugendlicher, der als Lehrling Tausende von Franken veruntreute, lediglich in ambulante psychiatrische Behandlung geschickt wird, während ein anderer im Anschluß an einen geringfügigen Diebstahl für mehrere Jahre in ein Erziehungsheim kommt. Er hat Mühe zu verstehen, weshalb ein Jugendamt in einem Fall eine Schar Kinder trotz miserabler Haushaltsführung der Mutter in der eigenen Familie beläßt und in einem andern Fall ein äußerlich tadellos gepflegtes Kind den Eltern wegnimmt. Auch wird es der Laie nicht auf den ersten Anhieb akzeptieren können, wenn in einem Scheidungsfall die Kinder der ehebrecherischen Mutter zugesprochen werden, während der unschuldig geschiedene Vater lediglich zahlen darf.

Wir haben uns in der beruflichen Sozialarbeit entfernt von einer rein gefühlsmäßigen oder schematischen Beurteilung des einzelnen Falles und wir sind weitgehend über die bloße Bekämpfung der Symptome hinausgewachsen. Wir streben heute danach, dem Klienten durch Erforschen seiner Persönlichkeit und seiner individuellen Vorgeschichte möglichst gerecht zu werden, und wir bemühen uns um Lösungen, die seinen besonderen Wünschen, Fähigkeiten und Begrenzungen Rechnung tragen. Aber diese wissenschaftliche Betrachtungsweise ist selbst für die soziale Arbeit relativ neu und nicht einmal in Fürsorgekreisen bereits unbestrittenes Allgemeingut geworden. Um so stärker drängt sich eine Interpretation unserer neuen Methoden gegenüber dem Laien auf. Nur wenn es uns gelingt, auch den Laien bei diagnostischen Überlegungen mitzunehmen, wird er Verständnis für das Zustandekommen einer Fehlentwicklung und für individuelle fürsorgerische Hilfspläne aufbringen können. (Schluß folgt.)

Literatur

Vogt Theophil, Pfarrer, Männedorf. *Sozialarbeit und Nächstenliebe*. Der Sozialarbeiter darf sich nicht in erster Linie als Austeilender und «Bemitleidender» fühlen, sondern als jener, dem selbst auch in der Not geholfen wurde. Hilfe am Nächsten ist ein Akt unter Gleichberechtigten, ein Akt der Solidarität. Helfer und Hilfsbedürftige hängen beide von Gott ab. (Vgl. «Der Fürsorger», Organ des Verbandes Schweizerischer Fürsorger für Alkoholgefährdete, Spiez, Juni 1962, 30. Jahrgang, Heft 3.)